

(Nachdruck verboten.)

85]

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Siss! Siss!“ Pelle kroch auf dem Bauch über die Wiese hinab und ahnte das irritierende Summen der Bremsen nach. Er stieß den Ton zwischen den Zähnen hervor, ließ ihn steigen und fallen, als fliege er hierhin und dahin über das Gras; die Kühe hörten auf zu weiden, sie standen totentstarr, mit wachsamem Blick. Dann durchzuckte es sie nervös, sie schlugen mit den Beinen an den Bauch hinauf, drehten sich in kleinen Bögen nach der Seite und zappelten, die Schwänze flogen in die Höhe! Er machte den Ton mehr wütend, zudringlich, die ganze Herde lief im Rundkreis herum, sie steckten einander an und stampften in wilder Panik herum. Ein paar Kälber brachen aus dem Wirbel heraus und schlugen den geraden Weg nach dem Hofe ein, und die ganze Schar folgte — quer über alles hinweg. Jetzt handelte es sich nur darum, mit viel Gezappel hinterher zu laufen und listig den Laut ununterbrochen nachzuahmen, so daß die Laune vorhielt, bis sie zu Hause angelangt waren.

Der Verwalter kam selbst herausgelaufen und riß die Tür zu der Umfriedigung auf, er half, die Kühe da hinein zu treiben. Pelle war auf eine Ohrfeige gefaßt und blieb stehen, aber der Verwalter sah ihn nur mit einem sonderbaren Lächeln an. „Sie fangen wohl an, die Ueberhand zu gewinnen,“ sagte er und sah Pelle in die Augen, — „na ja, so lange Du noch mit dem Stier fertig werden kannst!“ Er machte sich lustig, Pelle bekam einen brennend roten Kopf.

„Vater Lasse war zu Bett gekrochen. „Nur gut, daß Du da bist!“ sagte er. „Ich lag hier gerade und dachte darüber nach, wie ich die Kühe umgepflöck kriegen sollte. Rühren kann ich mich natürlich nicht — und aufstehen erst recht nicht.“

Es währte eine Woche, bis Lasse wieder auf die Beine kommen konnte; während der Zeit stand das Weidevieh in der Umfriedigung, und Pelle blieb zu Hause und verrichtete die Arbeit des Vaters. Er aß mit den andern und schlief seinen Mittagschlaf in der Scheune so wie sie.

Eines Mittags kam die Sau auf den Hof und war betrunken. Sie postierte sich im obern Hof, der ihr verboten war, und stand da und rief nach Kongstrup. Der Gutsbesitzer war zu Hause, ließ sich aber nicht blicken; es war wie ausgestorben hinter den hohen Fenstern. „Kongstrup, Kongstrup! Komm doch mal raus!“ rief sie und stand da und sah auf die Pfastersteine nieder, sie konnte den Kopf nicht in die Höhe heben. Der Verwalter war nicht antwesend, und die Knechte hielten sich in der Scheune versteckt — sie freuten sich auf einen kleinen Skandal. „Du, Kongstrup komm mal raus, ich will mit Dir sprechen!“ sagte die Sau mit tollender Bunge. Dann ging sie die Treppe hinauf und faßte an die Tür. Sie donnerte ein paarmal dagegen und stand da und sprach, das Gesicht hart an die Tür gepreßt; als niemand kam, schwankte sie hinunter und ging, vor sich hin murmelnd, ihrer Wege, ohne sich nach rechts oder nach links umzusehen.

Nach einer Weile begann das lange, heulende Weinen da oben; und gerade als die Leute zu Felde wollten, kam Kongstrup heraus und befahl, daß der Einspanner angespannt werde. Während das geschah, ging er nervös um den Wagen herum und jagte dann, was das Zeug halten wollte, vom Hofe herunter. Als er um den Giebel bog, wurde ein Fenster geöffnet, und eine Stimme rief flehend: „Kongstrup, Kongstrup!“ aber er fuhr schnell weiter. Dann schloß sich das Fenster wieder und das Weinen hub von neuem an.

Am Nachmittag als Pelle sich auf dem unteren Hof zu schaffen machte, kam Karna und sagte, er solle zu Frau Kongstrup hinaufkommen. Pelle ging zögernd hin, er hatte ein unheimliches Gefühl ihr gegenüber, und alle Mannsperonen waren draußen auf dem Felde.

Frau Kongstrup lag in ihres Mannes Arbeitszimmer auf dem Sofa, dort hielt sie sich beständig Tag und Nacht auf, wenn der Mann aus war. Sie hatte ein nasses Handtuch auf der Stirn und war ganz rot im Gesicht vom Weinen.

„Komm hierher,“ sagte sie mit matter Stimme. „Du bist doch nicht bange vor mir?“

Pelle mußte hinfommen und sich neben ihr auf dem Stuhl setzen; er wußte nicht, wo er mit seinen Augen bleiben sollte. Und seine Nase sing in Folge der Spannung an zu laufen, und er hatte kein Taschentuch.

„Bist Du bange vor mir?“ fragte sie wieder und ihren Mund umzuckte es bitter.

Er mußte sie ansehen, um zu zeigen, daß er nicht bange war; und sie sah auch wirklich gar nicht aus wie eine Hexe, sondern nur wie ein Mensch, der weinte und unglücklich war.

„Komm her,“ sagte sie, und dann trocknete sie seine Nase in ihrem eigenen feinen Taschentuch ab und strich ihm über das Haar. „Du hast ja nicht einmal eine Mutter, Du armer Jungel!“ Sie strich an seiner unbeholfsen ausgebefferten Bluse herunter.

„Es ist jetzt drei Jahre her, seit Mutter Bengta starb; sie liegt in der Westede vom Kirchhof begraben.“

„Entbehrt Du sie nicht sehr?“

„Ach — Vater Lasse fließt ja mein Zeug!“

„Sie ist wohl nicht sehr gut gegen Dich gewesen?“

„Ja, das ist sie gewesen!“ Pelle nickte eifrig. „Aber sie war so gnädig, sie war ja immer krank — und denn ist es am besten, wenn sie sterben. Aber nu verheiratet wir uns bald wieder; sobald Vater Lasse eine gefunden hat, die taugt.“

„Und dann geht Ihr wohl hier fort? Du hast es hier auch wohl nicht besonders gut?“

Pelle war jetzt ins Schnaden gekommen, aber nun fürchtete er eine Falle und verstummte. Er nickte nur — niemand sollte kommen und ihm Vorwürfe machen, weil er geklagt hatte.

„Nein, Du hast es auch nicht gut,“ sagte sie in klagendem Ton, — „niemand hat es gut auf Stengaarden. Hier wird alles zu Unglück.“

„Das soll ja ein alter Fluß sein!“ sagte Pelle.

„Sagt man das?“ Ja, ja, ich weiß es recht gut! Und von mir sagen sie, daß ich eine Hexe bin — bloß, weil ich einen einzigen lieb habe — — und mich nicht darin finden kann, daß man mich mit Füßen tritt!“ Sie weinte und preßte seine Hand gegen ihr bebendes Gesicht.

„Ich muß wohl hin und die Kühe umpflöcken,“ sagte Pelle und wand sich unglücklich, um loszukommen.

„Nun bist Du ja schon wieder bange vor mir,“ sagte sie und versuchte zu lächeln — es war wie Sonnensplinter da draußen nach einem Regen.

„Nein — aber ich muß nu hin und die Kühe umpflöcken!“

„Du hast noch eine ganze Stunde bis dahin. Aber warum hütest Du heute nicht draußen — ist Dein Vater krank?“

Da mußte denn Pelle die Geschichte mit dem Stier erzählen.

„Du bist ja ein guter Junge,“ sagte Frau Kongstrup und streichelte ihn. „Wenn ich einen Sohn hätte, sollte er Dir ähnlich sein! Aber nun sollst Du Eingemachtes haben, und dann mußt Du zu dem Kaufmann laufen und eine Flasche Johannisbeerrum holen, damit wir Deinem Vater einen warmen Trunk machen können. Wenn Du Dich spustest, kannst Du rechtzeitig zum Umpflöcken wieder hier sein.“

Lasse bekam seinen warmen Trunk noch ehe der Junge zurück war, und jeden Tag, so lange er lag, bekam er etwas Kräftigendes — wenn auch kein Johannisbeerrum darin war.

Am nächsten Tage, um dieselbe Zeit, war Pelle wieder bei Frau Kongstrup — ihr Mann war wohl in Geschäften in Kopenhagen. Sie war gut gegen ihn und gab ihn Süßigkeiten und während er die verschlang, erzählte sie unaufhörlich von Kongstrup, oder fragte, was die Leute von ihr sagten, Pelle mußte damit herausrücken, und dann wurde sie krank und fing an zu weinen. Ihr Reden über den Gutsbesitzer hatte kein Ende, aber sie schlug sich selbst auf den Mund, und Pelle mußte es aufgeben, daraus Flug zu werden. Er hatte auch genug zu tun mit seinen Süßigkeiten.

Unten in der Kammer wiederholte er das ganze wortgetreu, und Lasse lag da und lauschte und wunderte sich über diesen Knirps, der an höchsten Orten aus- und einging und das Vertrauen der Herrin selbst besaß. Und doch gefiel es ihm nicht so recht.

— Sie konnte kaum auf den Beinen stehen, sie mußte sich am Tisch festhalten, als sie die Zwiebacker für mich holen wollte — so krank war sie. Das käme bloß daher, weil er so schlecht gegen sie gewesen wäre, sagte sie. Sie haßt ihn, Du! Und sie könnt' ihn gern todschlagen, sagt sie. Und dabei sagt sie doch, daß er der schönste Mann auf der Welt ist, und ob ich woll je einen schöneren Mann in Schweden gesehen hab'. Und dann weint sie wie verrückt."

"Gut, ja!" sagte Rasse sinnend. "Gut, ja!" Sie weiß wohl nicht recht, was sie sagt — oder auch, sie hat ihre eigenen Absichten damit. Aber daß er sie schlägt, das ist eine Unwahrheit! Sie lügt gewiß."

"Warum sollt' sie woll lügen?"  
"Weil sie ihm böse ist. Aber das ist wahr, ein Staatskerl ist er — und er kümmert sich um alle anderen, bloß nicht um sie; wenn Du man nicht in Ungelegenheit damit kommst!"

"Wieso? — Sie ist so gut, so gut!"  
"Ja, was weiß ich altes Wurm! Nein, gut ist sie nicht, — wenigstens hat sie keine guten Augen — sie hat woll den einen und den anderen damit ins Unglück gefuckt. Aber dabei ist woll nichts nicht zu machen; arme Leute müssen alles wagen."

Rasse schwieg eine Weile und humpelte herum, dann kam er zu Pelle heran:

"Sieh einmal hier, Du, hier ist ein Stück Stahl, das ich gefunden hab'! Das mußt Du immer bei Dir haben, hörst Du, vor allen Dingen, wenn Du da hinaufgehst! — Ja, und dann — — und dann müssen wir das andere in Gottes Hand legen, Du! Er ist der einzige, der an uns arme Leute denkt!"

Rasse war an jenem Tage ein wenig auf. Gott sei dank schritt die Besserung schnell vor, in zwei Tagen konnte wieder alles beim alten sein. Und zum Winter wollten sie sehen, daß sie aus all diesem hier herauskamen.

Am letzten Tag, als Pelle zu Hause beschäftigt war, mußte er auch zu Frau Kongstrup kommen und eine Beforgung für sie machen. Und an dem Tage sah er etwas Unheimliches, das ihn mit Freude erfüllte bei dem Gedanken, daß dies nun ein Ende hatte — sie nahm die Zähne, den Gaumen und alles aus dem Munde und legte es vor sich auf den Tisch.

Sie war doch eine Heze!  
(Fortsetzung folgt.)

## Anfiedler-Geschichten aus Nordland.

13] Von Andreas Gaukland.

### Heimkehr.

Nach und nach schwand seine Bewegung. Er sah jetzt, daß Orm lebte. Und er schluchzte nicht mehr. Ging nur und sah den Bruder mit inniger Barmherzigkeit an.

Erst als sie auf dem Hopsplatz Halt machten, bemerkte er Ormhild, die auf dem letzten Schlitten saß.

Er sah ihr frisches Gesicht und begegnete ihren jungen Augen. Und er seufzte plötzlich auf in großer Bewunderung. Er blieb stehen und sah sie mit aufgerissenen Augen an.

Er hatte nie ein anderes Weib gesehen als die Mutter.  
Wer ist sie? dachte er. Und in diesen Gedanken fragte er gleichsam:

Wer ist sie? Ist sie eine Fee aus dem Waide?  
Er ging nahe an sie heran, während ein verlegenes Lächeln auf seinem Gesicht bebte.

Er sagte sie an, trat hinter sie und streichelte sie über dem Rücken.  
Sie lachte plötzlich. Und ihre Stimme sang vor junger Heiterkeit:

Was war er für einer? War er Orms Bruder?  
Nein, das konnte er nicht sein, sprach sie leise vor sich hin.  
Und ihre Augen wurden lieblosend und erfüllt von neuer Freude.

Nein, das konnte er nicht sein, sagte sie wieder leise, und ließ ihre Augen nicht von ihm.

Und sie fühlte sich wie von Wonnetwegen durchflutet beim Anblick seines hübschen, hellen Gesichtes und seiner guten erstaunten Augen.

Dann wandte sie sich um und blickte vergleichend zu Orm hinüber.  
Er lag da, bleich, und starrte die beiden an.

Da froh sie — so tief bereute sie — und ging zum Schlitten. Und sie stand über ihn gebeugt und wußte nicht, was sie tun

sollte. Denn sie hatte etwas gutzumachen. Ja, sie hatte gutzumachen. Er sah sie an. Und seine Augen waren hart, fast böse. Ormjulv trat zu ihm und sprach mit ihm. Aber er antwortete nicht.

Er sah nur die beiden an. Er fühlte seine Kraftlosigkeit. Und seine Augen wurden leuchtend vor Haß.

Steinar nahm ihn in seine Arme und trug ihn ins Haus.  
Ormjulv schürte das Pferd ab und brachte es in den Stall.  
Ormhild riß sich den Pelz ab, spannte selbst ihr Pferd aus und stellte es ein.

Im Stall war es dunkel. Sie blieben eine Weile zwischen den Tieren stehen. Und durch das Rauen der Pferde hindurch konnten sie ihre Atemzüge ins Dunkel hinausbeben hören.

Plötzlich verließen sie beide den Platz, auf dem sie standen. Und sie stiegen zusammen.

"Ach — nein!" sagte sie.  
Er lachte — ein zitterndes, gedankenloses Lachen. Er fand keine Worte.

"Ach — nein!" sagte sie wieder.  
Und sie klammerte sich plötzlich an ihn und schluchzte, wie in Angst und Unglück.

"Was gibt es?" sagte er.  
Er lachte nicht mehr, sondern war von Ernst und Mitleid erfüllt.

"Was gibt es denn?" sagte er wieder.  
Er legte den Arm um sie und lächelte milde und tröstend in die Dunkelheit hinaus.

"Mein Lamm! Mein Lamm!" sagte er plötzlich und streichelte ihre Wangen.  
Und er wußte nicht, was er sagte. Wußte nur, daß ein Wesen bei ihm stand, das er trösten und lieblosend müsse, bis es sich beruhigte.

"So — so!" sagte er.  
Und immerwährend streichelte er ihre Wangen.

"Jetzt wollen wir hineingehen", sagte er bald darauf.  
"So — so!"

Und er führte sie still aus dem Stall.  
Als sie hinausliefen richtete sie sich auf und sah ihn an. Und Angst und Schluchzen waren völlig von ihr gewichen. Es kam ein Ausdruck zorniger Reue in ihre Augen.

Ruhig ging sie vor ihm her in die Stube.  
Sie blieben ein wenig in der Tür stehen und blinzelten mit den Augen in das Licht.

Denn mitten im Raum hing wagerecht eine viereckige Eisenplatte an vier dünnen Ketten. Und auf der Platte flammte ein leuchtender Scheiterhaufen fetter Kienwurzelspane. Darüber befand sich eine kleine Luke im Dach, durch die der dünne blaue Rauch wie ein Atemhauch in der kalten Luft entwich.

Als sie sich an das Licht gewöhnt hatten, sahen sie auf einmal zum Bett hin.  
Und sie begegneten Orms bösen, starrenden Augen.

Da begriff Ormjulv. Es sang durch sein Inneres mit schmerzlicher Ermahnung:  
Sie gehört Orm! Er hatte sie vom Markt mitgebracht!

Jal Jal  
Er blieb den ganzen Abend auf der Bank sitzen und würgte und würgte, denn das Weinen sah ihm fest im Halse.

Und der Groll von vorher und das Gefühl der Zurücksetzung fraßen und fraßen an ihm. Bis es war, als ob alle Milde von ihm wiche. Und er dasaß, düster vor Bosheit und Haß.

Frühlings Anfang war gekommen.  
Ueber dem hohen Schnee im Walde lagen die Tannennadeln dicht und bohrten sich immer tiefer ein.

Um jeden Baumstamm bildeten sich große Löcher im Schnee, daß die Erde an der Wurzel kahl und voller Feuchtigkeit war.

Mit dem Fuß im Schneefelde standen die Laubbäume da, und ihre Knospen sproßten der Sonne entgegen.

Ueber den Tannen lag ein Schimmer wie von gelber Selde, denn auf jedem Zweiglein glitzerte ein gelb umhüllter Schöfbling in der blanken Luft.

Und die Fichten waren wie in Silber getaucht.  
In den Hügelkungen leuchteten nach Süden zu große schneeose freie Flecken frischgrün und von kleinen Bächen überrieselt. Ueber dem jungen Grün lagen Schaumsephen und zitterten und erstarben, wie frischer Schnee auf warmer Erde.

Von den Felsen her siedete und lärmte es den Tag hindurch. Bis der Abend kam und die Sonne schwand und es war, als striche eine kalte Hand über die Erde hin.

Bis der Mond dann sein blaues Licht über glitzernden Frostschnee legte und in den gefrierenden Bächen blinkte.

Da schwieg allmählich jeder siedende und rieselnde Laut. Bis die Bächlein wie blanke Klingen dalagen und über dem Rasen leuchteten, und die Schaumblasen wie Glasugeln in der blauen, kalten Nacht glitzerten.

Orms Wunde heilte allmählich.  
Und ehe der Schnee von der Erde war, konnte er an aller Arbeit auf dem Hofe teilnehmen.

Die beiden Brüder wechselten kaum ein Wort. Sie hielten sich soweit voneinander entfernt wie nur möglich.

Aber wo sie waren und wo sie gingen war die Luft um sie herum wie vor einem Gewitter.

Ornhild ging zwischen ihnen wie in Erlase. Sie war stets in Bewegung. Und sie sprach fortwährend. Und lachte oft.

Sie bekam von beiden kaum eine Antwort. Und doch redete sie weiter.

Und sie wanderte von einem zum anderen, rafflos, als hätte sie Angst, an jedem Flecken festzuwachsen, auf den sie ihren Fuß setzte.

Waren sie zusammen draußen, dann konnte sie es plötzlich so einrichten, daß sie ganz nahe bei Orm etwas zu tun hatte, als wollte sie sich an ihn schmiegen, wie eine Katze, die einen krummen Rücken macht und spinnt.

Und im nächsten Augenblick war sie wieder von ihm fort. Und Ihre Augen hingten jetzt an Ornhild, als wollten sie ihn niemals loslassen.

Des Abends — in der Stube — konnte sie plötzlich über das Licht flagen und dann ihren Spinnraden zu der Wand rücken, wo Ornhild saß und ein Forellenreiß ausbesserte oder eine Vogel-falle drehte.

Dann saß sie eine Weile da und sprach mit ihm. Ihre Augen strahlten ihm entgegen. Und sie achtete nicht darauf, daß das Schnurren des Rodens allmählich erstarb und das Rad zuletzt stehen blieb.

Bis sie zu Orm hinüberblühte und sein Gesicht vor Majerei beben sah.

Da begann sie, den Roden hin- und herzuschieben.

„Er sieht nicht fest“, sagte sie.

Und dann stand sie auf und wechselte den Platz, daß sie dicht bei Orm zu sitzen kam.

Während sie nun den Roden trat, bog sie sich hintenüber, daß ihr Rücken an seinem Knie lehnte.

Er mußte die Arbeit sinken lassen. Denn er saß meist und bestielte Harten oder Senfen oder schnitzte Weisgriffe.

Er hatte sonst nicht viel Geduld. Aber er saß doch ganz still, solange sie sich an ihn lehnte.

Er blickte zuweilen zum Bruder hinüber. Und seine Augen glühten in bösem Triumph.

Seine Rippen verzogen sich zu einem Grinsen, wenn er Ornhild fluchen hörte, weil ihm die Fäden zwischen den Fingern zerrissen.

Aber es geschah eines Abends, als das Mädchen sich an den Webstuhl gesetzt hatte und Ornhild ihr ganz nahe saß, daß das Messer Orms Hand entglitt und sich ihm in den Schenkel bohrte, daß ihm das Blut ins Gesicht sprühte.

Als er verbunden und das Blut gestillt war, bat Torbjörg Ornhild, mit ihr in den Stall hinüberzugehen.

Da sprach sie lange und ernsthaft mit ihm:

Dies müsse ein Ende nehmen! Ja, es müsse!

Und Orm sollte doch das Mädchen haben. Dagegen war nichts zu tun.

Langsam sprach sie mit ihm. Sie kämpfte für Leben und Wohlfahrt ihrer Söhne. Und es kam ein Stolz und eine Kraft über sie, daß jeder seiner Einwände und jede seiner zornigen Klagen unter ihren starken bebenden Worten zunichte wurde.

Er müsse fortl!

Dagegen sei nichts zu tun, meinte sie.

Sie stand ganz ruhig und sah ihn an mit einem festen und machtvollen Blick in den großen blauen Augen.

Am folgenden Tage zog Ornhild mit dem Ranzen voll Weggehung auf dem Rücken in eine Sennhütte auf dem Gebirge. Dort blieb er, bis die Wege im Gebirge für Pferde fahrbar waren.

Dann zog er hinüber zu seines Großvaters Hof.

(Schluß folgt.)

## Volksfestspiele.

Im Münchener Ausstellungspark stehen ein Goliath und ein David der Architektur sich gegenüber: Ein zierlich würdiges Kunsttempelchen, von dessen amphitheatralischen „Ringen“ Kammermusik sich hören läßt, als ob sie — eine persönliche Widmung des Schöpfers — jedem einzelnen, allein für ihn selbst ins Ohr geraunt würde, und ein horizontal umgefallener Eiffelturm, eine riesige Ausstellungshalle, die man, seitdem man ihre ungeheure Blöße mit hölzernen Sitzbänken verdeckt hat, eine Festhalle nennt, und die natürlich auch in „Ringen“ zu kunstvoll abgestuften Preisen gen Himmel steigt.

Man sage nicht, daß diese beiden Baulichkeiten gewöhnliche Unterkunftsräume für ein gewöhnliches Publikum sind. Wanderer, der du zur Theresienhöhe emporklimmst, knie deine Knie ehrfürchtig ein, als wärest du ein klerikaler Reichsrat auf dem balparé: Es sind heilige Stätten, zwischen denen deine Augen wandern; denn von beiden ist je eine ausgewachsene Revolution der Kunst ausgegangen, zwei polarisch entgegengesetzte Revolutionen: eine intime und eine extensivste Revolution, das Theater der Zweihundertundfünfzig und das Theater der Fünftausend; die Bühne, die schmal ist wie ein Hotelbett, und die Bühne, die sich grenzenlos bis zu den „Ringen“ oberhalb der Schneegrenze weitet; die flache Reliefbühne (erfunden von „ersten Künstlern“) und die unermessliche Bühne, die sich mit dem Zuschauerraum vermischt; die Bühne des Flüsters und des Diskreten, und die Bühne des Brüllens

und des Indiskreten; die Bühne, auf der die flutende Bevölkerung einer ganzen Stadt zu einem Männlein und drei Weibchen verdichtend stilisiert wird, und die Bühne, auf der das Kammerzofenkorps einer griechischen Königin zu der Kriegsstärke der deutschen Armee answillt. Kurz: das Künstlertheater und die Volksfestspielhalle. Das halbe Mädchen wurde gebaut, weil die intime Sezession der Kunst einer Unterkunft bedurfte. Der Ursprung der Volksfestspiele war umgekehrt: Erst war die leere, unbenuzbare, zinsfressende Halle da, und dann wurde für sie, zu ihrer Füllung und angemessenen Verjüngung die andere Sezession erfunden: das Volksfestspiel. Kurz, wir erlebten auf diesem gesegneten Flecken Erde erst den „Faust“ im Rahmen eines Hotelbetts und dann den „Oedipus“ in den Dimensionen eines Truppenübungsplatzes. Und wunderbar: beide Revolutionen, Sezessionen, Epochen wurden von denselben Kunstdeutern ausgehrt und von demselben Kunstpraktiker verwirklicht. Der Erfinder war in beiden Fällen Georg Fuchs und der Ausführer allemal Max Reinhardt.

Es muß nun leider gesagt werden, daß die intime Revolution an den intimen Preisen gescheitert ist. Dagegen hat sich die extensivste Revolution als anpassungsfähig an die Bedingungen des kapitalistischen Theaterbetriebs erwiesen; nur der Kunstidealismus hat auf die Dauer Bestand, der mindestens 6 Proz. abwirft. So hat die Volksfestspielhalle das Künstlertheater verdrängt, und der Zirkus-Oedipus den Relief-Faust. Die kunstrevolutionäre Finanztechnik hat die große Erfahrung gelehrt, daß 5000 Plätze leichter auszuverkaufen sind als 250, daß Holzbänke volksvermehrnd, die Klubfessel malkhusianisch wirken. Und Oedipus wuchs zum nationalen Erlebnis empor, und nur die vom Fluch belasteten Städte werden nicht des Glückes teilhaftig. Max Reinhardts Oedipus (nach Motiven des Sophokles!) die Augen aufreihen zu sehen und seine schlechtgedröhten Palastpforten schaurig, aber schicksalsvoll wimmern zu hören. Alle Oberbürgermeister und Professoren haben sich zusammengerottet, um in einem klammenden Aufruhr Volksfestspiele zu fordern, und kein Zweifel, der geniale Regisseur dieses Kunstforlans wird als Kunstlebensretter der erste Träger der Carnegie-Stiftung werden müssen.

Max Reinhardts Oedipus-Erfolg wird einem ebenso klugen wie simplen Einfall verdankt. Reinhardt beobachtete inmitten der allgemeinen Theaterflucht das goldjaugende Glück des Zirkus. Bei näherer Untersuchung entdeckte er die Ursachen dieses unzerhörbaren Segens. Erstens: die Masse bringt es; das Volk re n t i e r t (auf den entlegenen „Ringen“), also die Kunst dem Volke — auf der potenzierten Galerie. Zweitens: das Publikum will mitten in dem wogenden Lärm bunten Geschehens sitzen, gleichsam als zur Familie der Tausendkünstler gehörig; Eingeweihte, Teilnehmer hinter den Kulissen. Als Reinhardt einmal die quirlende Mädchenherde zwischen dem Publikum hindurch in den Zirkus unter Wasser kreisend jagen sah, entstand in seinem Hirn die göttliche Vision seines Oedipus. Das war's: Einheit von Publikum und Schauspielern, eine Animmierkunst, die lodend und geheimnisvoll am Rische des bellommenen Gastes niederstößt. So entstand die erhabene Kreuzung von Zirkuslärm und Kammermusikstimmung. Bald werden wir Beethovens letzte Streichquartette als Quadrille reiten sehen, und Schumanns „Alle Laute“ werden wir vom tausendstimmigen Chor brillanter Schlichtschuhläufer im Eispalast (unter Direktion von Richard Strauß!) erlausen hören. Daß übrigens der Volksfestspiel-Oedipus auch bei ernsteren Leuten Erfolg hatte, schuldet Reinhardt seinem ursprünglichen Autor, dessen verkehrteste Dramentechnik — Welch näher Weg von Sophokles zu Ibsen — selbst im Zirkus nicht umzubringen ist.

Nun ist aber der Oedipus-Mode auch der tief sinnige Schematischer erwachsen. Der Kadaver ist zur Epoche aufgetrieben. In einem Max Reinhardt gewidmeten Büchlein\*) beginnt Georg Fuchs von dem Oedipus der Münchener Ausstellungshalle eine neue Zeitrechnung der Kunst. „Das heute vom Schauspiel abtretende „literarische Drama“ steht, kulturell betrachtet, auf einer Ebene mit der heute so verachteten Geschichten-, Gedanken- und Anekdotenmalerei von 1880, mit dem Problem- und Genrebild historischen, sozialen, lyrischen, erotischen, humoristischen, psychologischen Inhalts, welches durch den Ansturm echter, malerischer Kunst im Laufe der letzten Jahrzehnte überwunden wurde. Und wie der Europäer von Kultur heute nur noch die Malerei betrachtet, welche nichts anderes erstrebt, als die reine malerische Form . . ., so wird er auch ganz folgerichtig im Drama dazu geführt, rein dramatische Form zu fordern. . . Die Kunst der Schaubühne, eben weil sie Kunst ist, wirkt nicht durch die Stellung, welche sie einnimmt zu den Grundproblemen der Menschheit oder ihrer Zeit, sondern sie wirkt einzig und allein durch Kunstformen.“ Ibsens Irrtum ist, daß er die Schaubühne bemühte, „um psychische Prozesse, um sittliche Probleme aufzurollen und zu durchstrahlen“. Er wollte „das Gegenteil von dem, was Kunst will: er wollte den moralischen Kampf“. Und Ibsens tragischer Epilog spricht — wahrhaftig, so deutet ihn Georg Fuchs! — die Reue des Dichters aus, daß er seine Zeit mit „Literatur-Dramen“ vergeudet, anstatt Volksfestspiele für Max Reinhardt zu schreiben.

Literarisch — das ist das automatische Schimpfwort, daß alle pinselnden Kultur-Europäer aufwenden, wenn sie den „Kritik“ (der Erfolgeiden) verächtlich machen wollen; man ist nicht lite-

\*) Die Sezession in der dramatischen Kunst und das Volksfestspiel. Mit einem Rückblick auf die Passion von Oberammergau, München 1911. (Georg Müllers Verlag).

